Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 9. Wie Wahr und Gut zusammenhängen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

9. Wie Wahr und Gut zusammenhängen.

Die Gährung, die in unsrer Geisteswelt arbeitet, hat auch die Begriffe Wahr, Gut und Schön erfaßt, diese Dreiheit geistiger Mächte, die uns wie eine edle Formel aus der geistigen Werkstätte des vorigen, unsers großen Jahrhunderts überliefert ist. Man behandelte sie damals als feste Punkte, um die man alles neu zu ordnen hätte, wenigstens als über allem Suchen fest schwebende Zielpunkte, nach denen sich alle Wege des Suchens zu richten hätten, dabei als solche, die in engster Beziehung stünden, als eine Dreieinheit, ähnlich der Dreieinigkeit in der kirchlichen Begriffswelt. Man nennt sie ja auch noch so zusammen mit aller Achtung in einer gewissen Höhe des Denkens, die der Höhe jener Zeit die Hand reicht, und doch kann man sich nicht bergen, daß etwas damit anders geworden ist. Sie erscheinen jetzt zugleich in die gährende Bewegung herein oder herunter gezogen, über der sie stehen sollten, werden von der Unruhe da mit erfaßt, von der Trübung mit getrübt, sollen da zweifelnden Fragen standhalten, müssen sich bedenklichen Experimenten unterziehen, und können so nicht mehr sein, was sie ursprünglich waren. Hört man aber die edle Dreiheit, Dreieinheit wieder einmal im alten, vollen Sinne nennen, so ist einem wohl, wie wenn einmal mitten im Straßenlärm vom Turme herunter der hehre, reine Dreiklang der Glocken in die wirren Töne unten hereinschallt, auch nur Töne, aber schön, gut und wahr, wenn man den Begriff musikalisch gelten lassen will, aus der reinen Höhe, wo die Türme der Stadt, dem Himmel näher, einander als Nachbarn sehen nebst den Bergen draußen. Und diese Töne kommen doch auch von Menschenhand, aus Menschensinn.

Und noch in einem andern Punkte ist eine Änderung eingetreten, in dem Verhältnisse der drei Begriffe zu einander. Kommt man einmal glücklich recht in die Stimmung jener großen, aufbauenden Zeit, so kann man gewahr werden, daß sie da in einer Stellung gedacht oder empfunden wurden, als ob sie aufs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

engste zusammengehörten und einander zustrebten wie von einem gemeinsamen Mittelpunkte bestimmt. Und so war es denn auch und muß auch wieder so werden. Jetzt dagegen erscheint ihr enges Verhältnis oft wie unsicher geworden oder gar in der Lösung begriffen, als ob sie auseinander strebten und sich innerlich nichts weiter angingen, wohl gar einander abstießen.

Ein andrer Wechsel in ihrem Verhältnis ist alt und liegt in der natürlichen Frage nach ihrer Rangordnung. Eigentlich natürlich ist diese Rangfrage freilich nicht, sondern zufällig, weil man beim Aufzählen in Wort oder Gedanken doch eins zuerst nehmen muß, was sich denn nach ihrer augenblicklichen Wertschätzung richtet. Aber man thut, glaube ich, nicht recht, sie sich ernstlich in einer Linie stehend zu denken, ich denke mir sie schon lange im Kreise stehend, also mit einem gemeinsamen Mittelpunkte, dem sie dienen und aus dem sie quellen. Doch ist der Wechsel in der Rangordnung wiederum begreiflich und dadurch bedingt, daß die wechselnden Bedürfnisse der Zeiten eine wechselnde Voranstellung, ein lebhafteres Suchen des Einen oder Andern mit sich bringen. So stellte man im Beginn der neueren Entwicklung das Gute voran (recht nötig bei der Versumpfung, aus der sich die Zeit zunächst herauszuarbeiten hatte), nachher erhielt das Schöne den ersten Rang (man war inzwischen in reinerer Höhe angelangt), jetzt hat ihn unverkennbar das Wahre, und das Gute und Schöne sollen für ihre letzte Herstellung darauf warten, bis man mit dem Wahren im Reinen sein wird.

Das Wahre voran und über allem, wer wollte das an sich irrig finden? Ganz und auf alle Fälle unwidersprechlich erscheint es so ausgesprochen! Ja aber: wo und was ist das Wahre? Diese achselzuckende Frage, weltgeschichtlich berühmt aus dem Munde des Römers dort in Jerusalem Jesu gegenüber, liegt wieder einmal so in der Luft verbreitet und so aufdringlich, daß sie einem alle Tage mit Bangigkeit aufstoßen kann, als ob das Festeste, auf das alles Andere gebaut werden soll für den vorschwebenden Neubau, sich auflösen wollte und damit alles. Damit war es doch im vorigen Jahrhundert auch besser bestellt, wo sich das Suchen der berufenen Geister nach dem Wahren im Ganzen als ein gemeinsames, sicheres Vorwärtsdringen nach einem bestimmten Zielpunkte darstellt, den das allgemein gefühlte Bedürfnis der Zeit aufstellte und der in Kant erreicht erscheint. Das war eine glückliche Zeit, in der auch das Wahre, Schöne, Gute in den Geistern mit einer Einheit auftreten, wie wohl selten, vielleicht nie in der Geschichte der Menschheit. Daher denn auch die köstlichen Früchte, von denen wir Enkel noch genießen oder leben; es wäre übel bestellt um den Haushalt unseres Geistes, wenn sie ausgeräumt und weggeworfen werden sollten, und doch nagt nun auch der Zeitgeist, der der Führer zu der neuen Welt sein will, an ihnen oder ist beim Wegwerfen, weil sie zu dem Wahren nicht völlig stimmen wollen, das ihm vorschwebt. Sie müssen ja zugleich in uns nachwachsen, wenn sie lebengebende Früchte für uns sein sollen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber der Stamm, aus dem sie wuchsen und wachsen müssen, erhält einen Schnitt oder Hieb nach dem andern von der Hand jenes Zeitgeistes, der für ihn einen neuen pflanzen will. Man braucht nur an die Ideen zu denken, um die der große Kritiker in Königsberg seine Welt aufbaute, Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, um sich der vorgehenden Änderung bewußt zu werden, Ideen, gegen die von der Kritik von heute ein Schlag nach dem andern geführt wird, daß sie immer mehr in den Geistern wanken oder fallen.

Was ist also die Wahrheit, auf die sich die neue Welt einmal aufbauen soll? Man hat sie noch nicht, wohl noch lange nicht. Neue Systeme treten ja fast wöchentlich auf, und gewiß ist in jedem ein Stückchen von der gesuchten Wahrheit. Aber Wahrheit, in Stückchen hie und da zersplittert, ist nicht das Wahre, das nötig ist, um darauf ein Haus oder eine Stadt zu bauen, darin alle als gute Nachbarn hausen oder als Gemeinde wohnen und wirken könnten; das müßte ein Wahres sein, das breit und fest durch die Lande ginge als allgemeiner Untergrund, wie es in glücklichen Zeiten ist. Wie weit wir davon entfernt sind, ist wohl klar, wenn ich verrate, daß man in Kreisen von Fachphilosophen hören kann, im Reiche der Philosophie herrsche jetzt eine wahre Anarchie.

Wie fahren aber das Schöne und das Gute bei diesem Stande im Reiche des Wahren? Eins scheint mir sicher: sie können nicht darauf warten, bis das neue Wahre einmal fertig, bis es ein wirkliches Wahres sein wird. Dazu sind sie jeden Tag zu nötig für den Bestand des Ganzen. Und um das Schöne für jetzt aus dem Spiel zu lassen, für das Gute scheint man auch in den Kreisen der Denker vom Fach nachgerade etwas bange zu werden bei dem Gange der Dinge, wenn man nach dem Gewicht urteilen darf, das da jetzt der Ethik beigelegt wird, und nach der Mühe, die man jetzt darauf verwendet, dem Geheimnis des Guten metaphysisch und historisch nahe zu kommen. Freilich aber, das Gute selber kann auch nicht warten, bis diese Arbeit einmal bei ihrem Ziele sein wird, für das doch auch eine Einigung wenigstens der maßgebenden Forscher vorauszusetzen wäre und was nicht alles noch, bis die Erkenntnis ihre tägliche Wirkung im Leben haben könnte, also ihr wahres Ziel ergriffe.

Da habe ich denn für den Hausgebrauch eine Betrachtung zur Hand, die mir eben aus der Bangigkeit kam, in die einen jener Stand der Dinge wohl versetzen kann, eine Betrachtung, wie das Gute gerade an und mit dem Wahren gleichsam von selber wachsen kann, wenn man diesem auf rechtem Wege nachgeht.

Der erste Anlaß dazu kam mir zufällig sehr früh, in der Zeit der ersten Lesewut des Knaben, wo sich für das nachherige Denken die ersten, oft bleibenden Gleise in der Seele eingraben. Ich kam da zuerst mit über Theaterstücke, es waren die Stücke für Kinder in Weißes Kinderfreund, der damals noch in Gunst war (der Verfasser war noch nicht dreißig Jahre tot), sie fesselten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mich in einer Weise, daß ich ein solches inneres Glück noch nicht kannte, als sie mir gewährten. Was mich aber daran so fesselte und reizte, dessen erinnere ich mich bestimmt mit nachträglichem Genießen, das war neben dem äußern Geschehen, das ja nicht groß ist, aber für den Knaben auch groß genug war, das innere Geschehen, der fortwährende Wechsel der Meinungen, mit dem merkwürdigen Gefühl, daß eigentlich immer jede Person, die eben sprach, recht hatte, so sehr sie von einander abwichen, während doch zuletzt alles so hübsch zusammenklang. Dies Gefühl, das zur fortwährenden Arbeit mit heimlichem, wachsendem Genuß wurde, wiederholte sich dann gesteigert und vertieft, als man über Lessing, Schiller u. s. w. kam, man sah in den Kampf der menschlichen Meinungen und Strebungen vom erhöhten Standpunkte des Dichters aus wie von oben hinein, mit einem Blick, der einem den Kampf selbst zum höchsten Genuß machte, bei tiefster Lehre über das Menschenwesen und tiefbefriedigendem Ausklang.

Freilich, was vor dem Buche und vor der Bühne zu solchem Genuß wurde, das gab im Leben selber draußen einen ganz andern Geschmack, oft genug herbe, bitter, sauer. Man erfuhr da das Auseinandergehen der Meinungen über die Dinge der Welt, über das, was einem wert und wichtig geworden war, auch über sich selbst und sein eignes Thun und Wollen in einer Weise, daß auch die Urteile solcher, die man achten mußte, gegen einander treten konnten wie schwarz und weiß. Solche Verschiedenheit des Urteils und der Ansicht über denselben Gegenstand, dieselbe Frage, wie ist das möglich, was unmöglich sein müßte? Da galt es denn, für den Wirrwarr auf der Bühne des Lebens den Punkt wieder zu erringen, von dem aus auf der Bühne des Dichters der Wirrwarr doch zur Lehre, selbst zum Genuß werden konnte. Dazu half das Bild vom Standpunkte, das man immer anwenden hörte und mit dem man nur Ernst zu machen brauchte. Das that ich denn bei mir in ausmalender Darstellung, wozu ich mich mit den Sprachbildern früh selbst gewöhnte, ein Ausmalen, das selbst zu geistigstem Genuß wurde bei schönster Lehre, auch wo es sich um schlimme, herbe Dinge handelte. Betrachter auf verschiednem Standpunkte mit demselben Gegenstande in der Mitte, das war hier auszumalen. Der erste, der das nun aller Welt geläufige Bild in Gang gebracht hat, muß in demselben Gedankengang gewesen sein mit aller Deutlichkeit, die sich nur im Gebrauch der Andern dann leidig verwischt, wie das Gepräge der Münzen sich abgreift, wenn sie länger von Hand zu Hand gehen.

Ich dachte mir gern ein Bergschloß als den Gegenstand, und zwar ein bestimmtes, das mir von Knabenjahren her fest und wichtig in der Vorstellung stand mit seinen sehr verschiedenen Erscheinungsformen. Ich malte mir aus, wie verschiedene Beschauer auf verschiedenen Punkten stünden, und jeder beschriebe oder zeichnete von seiner Stellung aus das Schloß. Die Beschreibungen oder Bilder würden alle anders sein, unter Umständen bis zu verwirrender Abweichung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf einem würde z. B. ein Giebel nicht sichtbar sein, den ein andres zeigte, würde dafür das entsprechende Dach sehen lassen, das jenem fehlte. Auf wieder einem würde der kleine Turm fehlen, hinter dem Hauptturm versteckt. Diesen zwar, der alles hoch überragt, würden alle wesentlich gleich zeigen, aber doch auch mit Unterschieden, z. B. die Fenster an verschiedner Stelle oder nicht alle. Ich habe mir das manchmal so ausgemalt in müßigen Stunden, mit tröstlichem Behagen, wenn es wieder einmal galt, sich in der grellen Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten der Menschen über denselben Gegenstand zurecht zu finden. Dort steht das Schloß so sicher für sich, jeder Stein fest, in stolzer Ruhe und Unberührtheit seit Jahrhunderten, und hier im Menschenauge und Menschensinn erscheint es so wechselnd, so beweglich, so streitig unter Umständen. Denn bei Mißtrauen und üblem Willen kann wirklich Zweifel und Streit auftauchen, ob der eine Beschauer richtig gesehen und gezeichnet habe, wenn der andre nicht darauf eingehen mag, auf den Standpunkt von jenem zu treten. Das Ganze aber, wie es ist, sieht doch keiner und zeigt kein Bild, nur abweichende Erscheinungen. Auch denken kann sich keiner das Ganze, wie es ist, immer erscheint ihm auch in den Gedanken nur eine bestimmte, einseitige Auffassung, allenfalls mehrere nach einander, die man mit Denken über das Sehen hinaus wohl zusammenzufassen versuchen mag, man kommt aber über ein bestimmtes Sehen doch auch dabei nicht hinaus. So beschränkt in seinem Erfassen und Erkennen ist der Einzelne einer Sache gegenüber, die bei aller Einheit in sich doch Mannichfaltigkeit nach außen zeigt, wie wichtigere Weltdinge allemal, am meisten die Welt selber.

Was mir aber bei solcher wiederholten Betrachtung das Wertvollste und Merkwürdigste wurde, war das, daß sie schließlich immer auf einen Punkt führte, wo sich die Frage nach dem gesuchten Wahren von selbst aufs sittliche Gebiet hinüberspielte und auf ihm erst ihr beruhigendes Ende fand; das Gute mußte dem Wahren helfen und sproßte zugleich aus ihm. Das kommt von jener Beschränktheit des Einzelnen jeder Frage gegenüber, deren Antwort nicht auf der Oberfläche liegt. Es handelt sich da immer um ein Ganzes, ein kleines oder großes, oder doch um eine Frage, die in einen Zusammenhang eingreift, also einem Ganzen angehört, vielleicht gar dem letzten Ganzen, dessen Dasein ja überall in der Nähe zu spüren ist. Ein Ganzes kann aber sozusagen nur von einem Ganzen erfaßt oder umfaßt werden, das ist aber der Einzelne nie, obschon er sich leicht in gehobenen Stunden als solches fühlt; die Berichtigung solches Selbstgefühls bleibt nicht aus und ist bitter genug. Man erfährt es ja früh, in den Jahren, wo sich zuerst die Flügel des eignen Denkens über die Welt frei regen, daß man eine Wahrheit gefunden zu haben glaubt und sich gedrängt fühlt, sie einem Freunde mitzuteilen, daß man aber da selten oder nie die ganze Zustimmung findet, auf die man sicher gerechnet hatte, vielleicht selbst scharfen Widerspruch, zumal wenn der Andre schon eine eigne Ansicht von

der Sache fertig hat, was dann leidigen Streit geben kann statt der erwarteten Freude. Und das wiederholt sich täglich im Leben in mannichfachster Form, es ist ein notwendiges Stück im Gange unsers Lebens, auch in dem der Wissenschaft.

Wie ist nun da der Gang der Dinge? Und wie fährt das Wahre dabei? Es wird zunächst die Sachfrage zu einer Personenfrage, die Denkfrage zu einer Gemütsfrage, das Wahre wird aus seiner reinen Höhe, seinem ruhigen Außen in das Eigenleben und die Bewegung des Ichs hereingezogen, in dem es ja freilich zugleich seine Stelle finden soll als das Nötigste im Haushalt des Ich, es hat aber einen schweren Stand, ehe es so weit kommt. Wer jene Enttäuschung erfährt, in dem greift zunächst Verdruß Platz, er ist von der Sache weg, die er schon erfaßt zu haben meinte, auf sich selbst zurückgeworfen und fühlt sich, zumal wenn ihn die Einwendungen getroffen haben, kleiner als vorher, wo er sich gerade recht über sich hinaus gewachsen gefühlt hatte. Macht sich aber nach der ersten Überwindung des Unmuts und der Unruhe das Gefühl wieder Platz, daß die fragliche Sache für beide doch ein und dieselbe ist und bleibt, draußen außer den Ichen stehend, so fest und sicher wie jenes Bergschloß, so kommt die Frage auf die verschiednen Standpunkte zurück, deren Ausgleichung und gegenseitige Ergänzung allein zur Sache zurückführt. Da soll nun jeder, damit völlige Ruhe werde, die Sache rein und redlich vom Standpunkte des Andern sehen. Das ist aber nicht leicht. Wenn ich wieder das Bild des Schlosses unterlege — eine andre ernste Frage wäre ja sachlich besser, aber die Verhältnisse, um die sichs handelt, sind doch bei dem Gedankenspiel dort dieselben und sind da sicherer zu fassen: der Andere, der herbeikommt (schon dazu, daß er überhaupt kommt, gehört guter Wille), bringt von dem Bau in sich das Bild mit, das ihm von seinem Standpunkte aus sich eingeprägt hat. Das steht zunächst zwischen ihm und dem Gegenstande, er soll es sozusagen erst beiseite schieben oder überspringen, um vor die Sache selbst zu kommen, an der er das Bild des Andern messen will, soll auch über das Widerspruchsgefühl, das er aus dem Streite her in sich mitgebracht hat, hinwegspringen oder es ausräumen, daß in ihm Platz werde für die Sache selber. Kurz, das Sachliche verflicht sich unmerklich, aber eng mit dem Sittlichen, es greift in dieses ein und hilft da Ordnung schaffen, sobald nur alles mit rechten Dingen weiter geht, d. h. hauptsächlich mit gutem Willen. Denn auch die Gründe, die jeder für sich ins Treffen führt, muß er doch von der Sache entnehmen, jeder wird genötigt, genauer hinzusehen, als er vorher gethan hatte: so zieht der Streit selbst den Sinn der Streitenden notwendig über sich selbst hinaus, in einer höheren Richtung der Sache zu, und von dieser kommt dann für die Unruhe und Trübung vorher die schöne Ruhe und Klarheit in die Gemüter, die von jeder reinen Berührung unsers Innern mit dem Äußern in uns übergeht, daß es ein reineres Wohlsein gar nicht giebt. So kehrt die

Ichfrage zur Sachfrage zurück, und beide finden da eine Antwort, die durch die verschiednen Standpunkte hindurch deren Vertreter zugleich der gemeinsam gesuchten Sache und sich selbst einander näher führt, als sie für sich kommen konnten. Denn alle Wahrheit, von der überhaupt die Rede wird, ist ein Gemeinsames, auch der Streit darüber entsteht nur aus der vermißten Gemeinsamkeit, wie dort bei dem wahren Bilde des Schlosses. Daß aber diese Gemeinsamkeit sich herstelle, dazu gehört, daß der Einzelne die Kunst lerne, sich vorübergehend selbst zu vergessen über dem Ganzen, sich gleichsam selbst zu überspringen, er springt ja damit weiter in das Ganze hinüber. Dazu gehört aber Kraft, und das ist wirkliche Güte, nicht Schwäche, wie man sie oft aufgefaßt findet, ja die höchste Kraftäußerung, deren die menschliche Seele fähig ist. Diese Kraftäußerung der Selbstverleugnung lohnt sich aber reichlich, denn man erhält sich aus dem Ganzen selbst gleichsam ganzer zurück, d. h. einiger nicht nur mit der Sache draußen, die für alle ein und dieselbe ist, sondern auch mit den Andern, die sie angeht. Ein besonders deutlicher Fall, wie das Einzelleben erst im Gesamtleben recht zu sich selbst kommt. So hilft das Wahre dem Guten zum Leben und das Gute dem Wahren.

Ich habe nicht einen Vorgang zeichnen wollen, der hoch in der Idee schwebt, sondern einen, der im Leben sich täglich schon vollzieht und ohne den es gar nicht so gehen könnte, wie es eben geht, von der Familie bis zur Wissenschaft. Aber es könnte, scheint mir, noch besser gehen, wenn man sich das recht zum Bewußtsein brächte, daß auch die Widerstrebenden sich rascher überzeugten, wo sie ihren wahren Vorteil finden, als sie es dann durch den Drang der Dinge doch lernen müssen. Wir alle werden ja von diesem in die Schule genommen und müssen an jener Kunst lernen, mit oder ohne Lust dazu. Mir ist es aber, als könnte schon in der wirklichen Schule in geeigneter Weise davon die Rede sein, die Schüler, die verständigen wenigstens, würden schon aus eigner Erfahrung Ja dazu sagen können. Es wird in der Schule so viel von Sprachen und Sprache gehandelt. Die Sprache ist das unentbehrliche Werkzeug alles Streites und der Einigung, aber durchaus kein vollkommenes, läßt vielmehr dem guten Willen, auf den alles ankommt, Spielraum genug, zumal wo es sich um Dinge handelt, die nicht in die Sinne fallen, so fest wie jenes Schloß, wie in den meisten Fällen. Denn in dem Vorrate von Wendungen, welche die Sprache darbietet, finden sich nur wenige, die ganz scharf aussprechen, was man eben sagen und bestimmen will, die meisten haben gleichsam angrenzende mögliche Auffassungen neben sich, die nur durch genaue und gutwillige Vorstellung des Andern beiseite gehalten werden. Fortwährend kommt man, zumal in der unwillkürlichen Erregung des Streites, auch bei guter Übung, in den Fall, Wendungen zu brauchen, die mehrseitig sind, oder auch solche, die nicht alles sagen, was eben nötig wäre, die sich aber aus dem Zusammenhange ergänzen. Da kommt nun alles auf des Einzelnen guten Willen an, daß er bei dem Worte des Andern sich das Fehlende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbst ergänze oder die Wendung gerade von der Seite nehme, die nach dem Zusammenhange eben die rechte ist, d. h. das Suchen der Wahrheit kann des Guten gar nicht entbehren, das die Sache selbst suchen will über die Ichheit hinaus und auch die treue Hingebung des guten Willens übt, in den Denkkreis des Andern hineinzutreten, als wäre es sein eigner, also: dem Gegner zu helfen, nicht um seinetwillen, sondern um der über beiden stehenden gesuchten Sache willen. Im gewöhnlichen Leben freilich gilt das Gegenteil bei manchen als eine besondere Kunst, das Geschick, in der Rede des Andern Lücken und Mehrdeutigkeiten zu erhaschen, aus Wortlücken Sachlücken zu machen zu augenblicklichem Triumph über den Gegner. In der Jugend, z. B. in der Schulzeit, übt sich wohl jeder mit Lust in dieser geistigen Fechtkunst. Aber im Laufe der Jahre kommt wohl auch einer, der sie besonders gut kann, davon zurück durch die Erfahrung, daß sich an den augenblicklichen Triumph ein Schade hängt für den Ernst der Sache und damit auch für ihn, und daß es eine größere Kraftäußerung ist, dem eben fraglichen Ganzen zu dienen als nur sich selber.

So eng hängen Wahr und Gut zusammen, sobald man mit dem ersten Ernst macht. Und das Schöne? Ja, wo Wahr und Gut treulich zusammenstehen, tritt es von selbst dazu. Wo im Streit einer sich herbeiläßt, z. B. dem Andern in einem Punkte voll Recht zu geben wider seine anfängliche Meinung, wo er in der Rede über sich hinaus die Sache rein in sich wirken läßt, da nimmt unwillkürlich seine Stimme einen Klang, seine Miene einen Schein an, die schön sind, so schön wohl, als es seiner Natur überhaupt gegeben ist. Das Schöne wächst von selbst zwischen dem Guten und Wahren, hier wie überall, die drei bleiben doch verschwistert als Dreieinheit.